

777-3111

R e d e
beim Antritt des Prorektorats

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

am 4. November 1882 gehalten

von

D. Fr. H. K. Frank,
ordentlichem Professor der Theologie.



*Exemplar dem k. k. Hofbibliothekar v. Prof. Dr. H. K. Frank
im k. k. Hofbibliothek.*

Erlangen.

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von E. Th. Jacob.

1882.

Kollegen! Commilitonen!

Hochansehnliche Versammlung!

Gerüstet zur Wiederaufnahme der akademischen Arbeit, oder schon in dieselbe eingetreten, feiern wir den Geburtstag unserer alma mater nicht nur im Sinne eines Erinnerungstages, auch nicht bloß um dem jährlichen Wechsel der akademischen Jahres einen festlichen Ausdruck zu geben, sondern zugleich, wie mich dünkt, und wesentlich zu dem Zwecke, um die gemeinsamen Aufgaben, welche die Lehr- und Lernthätigkeit stellt, beim Wiederbeginn derselben uns zu vergegenwärtigen. Gemeinsame Aufgaben — denn die Einheit des akademischen Körpers, der Zusammenschluß seiner Glieder trotz der reichen Mannigfaltigkeit und wachsenden Verschiedenheit ihrer Functionen setzt voraus und fordert, soll anders jene Einheit und das Gefühl der Zusammengehörigkeit gewahrt bleiben, die Thatsache und das Bewußtsein, daß die Ziele ebensowenig schlechtthin auseinanderliegen als die Kräfte völlig disparat sind, mit welchen wir diesen Zielen nachstreben.

Ist doch Gleiches schon in dem Verhältniß zwischen Arbeit und Ruhe der Fall. Vielleicht darf ich im Vorübergehen ein Wort darüber sagen, da zuweilen Mißverständnisse sich daran knüpfen. Gewiß je höher man den akademischen Beruf auffaßt, je intensiver, unter Einsetzung der vollen Manneskraft und ganzen Persönlichkeit, man seinen Anforderungen sich hingiebt, um desto wohlthätiger wird die Abspannung empfunden, wie sie am Schlusse des Semesters, beim Beginn der Ferien eintritt, und es ist zu verstehen, wenn auch nicht zu rechtfertigen, daß der Wunsch, jener Empfindung theilhaftig zu werden, wohl auch zur Unzeit sich vordrängt. Aber doch wäre es ein grober Mißverstand, wollte man das Verhältniß zwischen Semestralarbeit und Ferien nur oder auch vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt von Thätigkeit und Ruhe betrachten, wie sonst wohl man auf kurze Zeit von der täglichen

Arbeit sich losmacht, um sich auszuspannen. Ein richtig organisirter Mensch — und wir werden doch auch hier nicht krankhafte, sondern normale Zustände zu Grunde legen — braucht nur kurze Zeit, ein paar Tage, ein paar ungestörte Nächte, um nach starker Anstrengung und Ermüdung wieder ins Gleichgewicht zu kommen, und wenn unsre akademischen Ferien keinen andern Zweck hätten als den der Ruhe nach der Arbeit, so wären sie ein unsäglicher Luxus, eine unverantwortliche Zeitvergeudung.

Nichts ist dem akademischen Lehrer eben nach der Thätigkeit des Semesters mehr nothwendig als diejenige Arbeit, wie sie allein in den Ferien möglich ist. Nicht die Ruhe ist's, die man in erster Linie nach angestrengter Lehrthätigkeit ersehnt, sondern der Ausgleich in dem Conto geistiger Ausgaben und Einnahmen, vorausgesetzt daß die Lehrthätigkeit eine wissenschaftliche, nämlich auf eigener wissenschaftlicher Forschung beruhende, allewege mit ihr verbundene ist. Und dieser Ausgleich kann nur durch Arbeit beschafft werden, durch eine neue und andersartige Bemächtigung der geistigen Stoffe, die in ihrer Art Gegenstand der Lehrthätigkeit sind und wiederum werden sollen. Die Ferien gehören zum guten, zum besten Theile der Forschung, damit zugleich der literarischen Arbeit, während das Semester vorzugsweise der Lehrthätigkeit gewidmet ist. Das ist das Recht der langen Ferien und der Grund, weshalb sie uns nicht zu lang werden; darin liegt nicht bloß eine geistige, sondern auch eine körperliche Erholung. Und unsre Studirenden? Nun ich meine, sie sind über das Knabenalter hinaus, wo man in den Wochen der Muße nicht selten wieder vergißt was man zuvor in der Schule gelernt; oder wo man mit Nichts freigebiger und verschwenderischer umgeht, als mit dem edeln, unerseßlichen Gute der Zeit. Ich denke mir, die Fülle des Lernstoffes, des wissenschaftlichen Materials, welche in den täglichen Vorlesungen über sie ausgeschüttet wird, das Uebermaß der Receptivität, welches die Aufnahme jenes Stoffes beansprucht, fordert andererseits eine längere Zeit der Digestion und Reproduction, die wir ihnen zu gönnen haben. Wer freilich Nichts zu sich genommen hat, braucht auch Nichts zu verdauen — wohl ihm, wenn dann wenigstens der Hunger sich einstellt und ihn ein wenig receptiv macht! Aber unter normalen Verhältnissen, die wir im Allgemeinen voraussetzen wollen, wird es gerade für den fleißigen Studirenden von hoher Wichtigkeit und nicht geringem Nutzen sein, wenn er auch abgesehen von dem Bedürfniß der Digestion und Reproduction wenigstens den Versuch machen darf, auf irgend welchem Punkte seines Studiums, immerhin einem eng begrenzten, die wissenschaftliche Thätigkeit, in welche die Vorlesungen ihm einen Einblick verschafft haben, selbständig auszuüben. Das Eine aber wie das Andre kann füglich nur bei längerer Mußezeit geschehen.

So zeigt sich auch hier Gemeinsamkeit des Bedarfs, erwachend aus der Eigenart des akademischen Lebens, unbeschadet seiner Mannigfaltigkeit und Verzweigung. Indessen die Ferien liegen hinter uns und das begonnene Semester stellt sich mit seinen Aufgaben den vorhin besprochenen gegenüber. Die gemeinsamen Momente dieser Arbeit, der wissenschaftlichen, näher der akademischen Arbeit zu betonen und zum Bewußtsein zu bringen, ist ein Interesse, welches Jedem nahe tritt, wer nur immer über sein Specialfach sich erhebend ein Gefühl und ein Verständniß dafür hat, daß die centrifugale Richtung unsrer wissenschaftlichen Bestrebungen, wenn sie nicht ein Gegengewicht in sich trüge oder empfinde, verhängnißvoll werden müßte für die wissenschaftliche Erkenntniß selbst nicht minder wie für deren Träger und Jünger. Denn Widersprechendes im Geiste als Wahrheit festzuhalten, ist dem Menschen durch die Art seiner Organisation vermehrt, und so äußerlich stehen die Vertreter der Wissenschaft auch nicht zu den Ergebnissen ihrer Thätigkeit, daß diese bedeutungslos wären für das Maß ihres persönlichen Zusammenschlusses oder Gegensatzes. Vor Allem mag es Demjenigen, welchen das Vertrauen seiner Kollegen und die Gnade Seiner Majestät des Königs mit der Wahrung der Gesamtinteressen der Universität, mit der Fürsorge für das friedliche Nebeneinanderbestehen und Gedeihen ihrer mannigfachen Lebens-elemente sonderlich betraut hat, wohlanstehen, beim Antritt seines Amtes sich aufs Neue des Gemeinsamen zu erinnern, welches trotz aller Divergenz die wissenschaftlichen Aufgaben und deren Lösung, soweit sie in das Gebiet der akademischen Lehrthätigkeit fallen, charakterisirt.

Selbstverständlich aber liegt es mir fern, darüber im Allgemeinen zu reden — die Fülle des Stoffes würde das Maß meiner Kräfte, aber auch die Schranke dieser Stunde weit überschreiten — nur für ein einzelnes Stück, wie es meinem persönlichen Berufe nahe liegt, erbitte ich mir auf einen Augenblick geneigtes Gehör, für den sittlichen Werth der wissenschaftlichen, näher der akademischen Arbeit, als worin nicht am Wenigsten die Gemeinsamkeit unsrer Bestrebungen und Ziele sich kundgiebt.

Aber haben wir auch ein Recht, die akademische Arbeit, wie sie von Seiten des Lehrers wie von Seiten des Hörers geübt wird, ohne Weiteres als wissenschaftliche zu bezeichnen? Wo traditionell feststehende, wenngleich dem Gebiete einer einzelnen Wissenschaft angehörige Stoffe behufs des Lernens mitgetheilt und von dem Lernenden aufgenommen werden, da dürfte es zweifelhaft sein, ob solche Thätigkeit den Namen wissenschaftlicher Arbeit verdiente. Sehe ich den Fall, daß ein akademischer Docent sich beruhigte bei dem jeweiligen Ergebnis seiner Studien, ohne dasselbe fort und fort mit den Resultaten anderweiter Forschung zu vergleichen, darnach auf seine Haltbarkeit zu prüfen und je nach Befund zu modificiren, so

würde ich mich nicht dazu entschließen, solche Thätigkeit eine wissenschaftliche zu nennen. Und sehe ich den Fall, daß ein junger Mann während der ersten Hälfte seiner Studienzzeit die Würze des akademischen Lebens zur Speise gemacht hätte und nun in der verdorbenen Magen den Nahrungstoff viel verbreiteter Examina compendiarisch hineinpöpselte, so wäre mir für diese Sorte der Lernthätigkeit der Name einer wissenschaftlichen zu hoch gegriffen. Aber abgesehen von diesen Krankheitserscheinungen, im Hinblick auf das Seinssollende und gottlob auch Wirkliche, haben wir ein zweifelloses Recht, unsre akademische Thätigkeit, sei es die des Lehrens oder des Lernens, als wissenschaftliche anzusprechen, auch wenn sich dabei, wie es ja nicht anders sein kann, vielfach um die untersten Fundamente und ersten Rudimente einer Disciplin handelt. Es ist die Eigenthümlichkeit wissenschaftlichen Lebens, wie des Lebens überhaupt, daß es im Werden begriffen ist, und wo irgend auf Grund solch andauernden Werdens Resultate der Erkenntniß vermittelt werden, da wird diese Thätigkeit eine wissenschaftliche heißen dürfen. Doch nicht ganz verhält es sich so, wie auf den ersten Anblick es scheint, daß ganze Strecken des Forschungsgebietes ein für alle Mal durchgemessen und entdeckt seien und nur innerhalb bestimmter Abschnitte die Untersuchung noch ihren Fortgang nehme; sondern wo immer Realitäten sind, da giebt's auch Geheimnisse, die dicht hinter den ersteren sitzen, und nur dem bloßen Auge erscheint Alles plan und einfach. Darin besteht der wissenschaftliche Charakter des akademischen Vortrags, daß nicht bloß geprägte und curfivende Münzen ausgegeben werden, sondern daß ein stetiges, erneuertes Herausarbeiten der Ergebnisse aus der Tiefe der Realitäten Statt finde, so daß selbst bei constanten Resultaten doch der Proceß ihres Werdens präsent bleibt, wogegen andererseits auf allen Punkten die Möglichkeit einer Modification vorbehalten wird je nach der Rückwirkung des Werdenden und erst zu Gewinnenden auch auf das Gewordene und schon Fixirte. Daraus erwächst auch bei sachlich identischen Resultaten doch eine eigenthümliche und individuelle Ausgestaltung des mitzutheilenden Lehrstoffes, der Thatbeweis dafür, daß die Objecte des Wissens nicht bloß äußerlich erfaßt und angeeignet worden sind, zugleich ein wesentlicher Reiz des akademischen Vortrags, indem durch Abprägung der Persönlichkeit in dem gegebenen Stoff dieser selbst Leben gewinnt und persönlich nahetritt.

Eben hiermit ist schon angedeutet, inwiefern auch die bloß receptive Thätigkeit der Hörenden, abgesehen noch von den Versuchen, im Privatstudium irgendwo und irgendwie an der im Gange begriffenen Forschung sich zu betheiligen, wissenschaftlichen Charakter an sich tragen kann und soll. Wenn es der Lehrer versteht, den Schüler einzuführen in die Werkstätte des Werdens und Schaffens, woraus die jeweiligen Resultate einer Disciplin hervor-

gegangen sind, so werden, die rechte Empfänglichkeit und Anlage vorausgesetzt, gleiche Schwingungen in dem Geiste des Hörers wiederklingen, und er nimmt an der wissenschaftlichen Arbeit Antheil, auch ehe und ohne daß er sie selbständig zu vollziehen vermag. Wenn es doch möglich wäre, einen Leben, der unsre Hörsäle betritt, irgendwie einzutauchen in die Fluth unablässig fortströmenden wissenschaftlichen Lebens, in diese dem Menschen trotz aller Irrgänge und Verfehlungen von Gott gesetzte Thätigkeit: jene banausische Auffassung des Studiums, als handle sich nur darum, die Leute mit bestimmten Kenntnissen und Fertigkeiten für einen gewissen Lebensberuf und zunächst fürs Examen auszustatten, würde einer idealeren Richtung weichen. Ja gerade dann würden jene Kenntnisse und Fertigkeiten, deren Besitz mit Recht gefordert wird, zum wirklichen persönlichen Eigenthum des Hörers werden, damit würde insonderheit die schlechte Scheidung zwischen dem Menschen und seinem Beruf, zwischen persönlichen und Berufsinteressen, wie sie die Folge jener äußerlichen Aneignung ist, dahinsinken oder sich mindern. Und wenn auch weitaus der größere Theil unsrer Studirenden in ihrem späteren Leben nicht in den specifisch wissenschaftlichen Beruf einzutreten hat, sondern praktischen Aufgaben zugewendet nicht zugleich und unmittelbar wissenschaftlicher Forschung sich widmen kann, so wird doch der Eindruck, den sie davon empfangen haben, wenn anders sie ihn empfangen, segensreich fortwirken und zur Hebung ihrer Lebensauffassung wesentlich beitragen.

Von dieser wissenschaftlichen Arbeit also, welche dem Berufe des akademischen Lehrers und an seinem Theile auch dem des Hörers eignet, sage ich, daß sie sittlichen Charakter an sich trägt, sittlichen Werth behauptet, und daß darin ein Einheitsband gelegen ist, welches die Arbeiter trotz der großen Mannigfaltigkeit, ja Gegensätzlichkeit ihrer Bestrebungen und Ziele unter sich verbindet.

Denn es ist ein Stück der dem Menschen von Gott gestellten Aufgabe und eine Aufgabe, die er nur als selbstmächtige Persönlichkeit zu leisten vermag, daß er forschend und erkennend der ihn umgebenden Welt, der Fülle des Seins, in die er hineingesetzt ist um sie zu seiner Welt auszugestalten, mächtig werde. Ich sage nicht, daß die Sittlichkeit des Menschen in der Lösung dieser Aufgabe, überhaupt in der geistigen Bemeisterung der Natur, aufgehe; aber ich sage und werde hier wohl kaum auf Widerspruch stoßen, daß es ein wesentliches Stück der ethischen Bethätigung des Menschen sei, erkenntnißmäßig einzudringen in die Werkstätte des schaffenden Geistes, woraus der unendliche Reichthum, die Ordnung und Schönheit der uns umgebenden Realitäten hervorgegangen sind.

Allerdings ist es eine jetzt nicht selten gehörte Rede, angeschlossen an ältere philosophische

Lehren, man solle die vergebliche Bemühung aufgeben, „hinter“ die Dinge zu kommen, und sich, wenigstens auf dem Gebiete des persönlichen Lebens, mit der Erscheinung begnügen. Der Kampf gegen die „Metaphysik“, sonderlich in der Theologie, hängt damit zusammen. Sie werden nicht erwarten, daß ich hier auch nur einen Versuch mache, die tiefsten Probleme menschlicher Erkenntniß, wie sie uns neuerdings gerade durch die exacte Beobachtung wieder nahegelegt worden sind, zu besprechen oder zu lösen. Nur insoweit die ethische Aussage, zu welcher ich hier veranlaßt bin, damit zusammenhängt, kann ich nicht umhin, auf einen Moment dabei zu verweilen. Ethisch angesehen steht es zweifellos fest, daß die Aufgabe, „hinter“ die Dinge zu kommen, eingeschlossen ist in die andere, allgemeinere, der Dinge persönlich, und darum auch erkenntnißmäßig, mächtig zu werden. Und auch darüber kann man sich keinen Augenblick täuschen, daß für die sittliche Betrachtung und Leistung es Nichts verschlägt, ob man das Reale und Objective schlechthin als solches, oder nur für die Auffassung des Subjectes als solches ansieht. Das Causalitätsgesetz, welches mich nöthigt, hinter den Erscheinungen nach den Ursachen derselben zu suchen, bleibt unter allen Umständen wenigstens für mich bestimmend, auch wenn diese Ursachen ebenso bloß vorgestellte wären wie die Erscheinungen selbst. Und auch die ethische Werthung des Menschen, die sittliche Beurtheilung seines Handelns fiele zu Boden und ginge zu Grunde, wollten wir nicht fortfahren, hinter der Erscheinung des sittlichen Verhaltens nach den Bedingungen und Ursachen, nämlich nach den Motiven desselben, zu suchen. Denn davon hängt für das Vorhandensein der Sittlichkeit überhaupt und für die sittliche Beurtheilung insbesondere nicht weniger als Alles ab. Mag es sein, daß für die Erkenntniß der Dinge die Verwunderung, der Stupor, den sie uns abnöthigen, das Erste ist, indem dadurch unsere Aufmerksamkeit auf sie hin gelenkt wird; aber mit Stupor sieht und hört auch eine weidende Herde den vorüberbrausenden Eisenbahnzug, und aus jenem Anfange folgt nicht, daß wir für immer stupid bei den Erscheinungen stehen zu bleiben hätten. Es ist ein schweres Mißverständniß, allerdings zum Theil mitverschuldet von willkürlicher und lustiger Speculation, daß man was „hinter“ den Dingen liegt für weniger real achtet als was sie selbst sind und darstellen; als könnte es um die Dinge Etwas sein, wenn nicht Etwas wäre um die Causalitäten, die ihnen zu Grunde liegen. Das Verfahren, welches wir hier auf wissenschaftlichem Gebiete, und zwar ohne Unterschied der Objecte, anwenden, ist seinem Wesen nach genau dasselbe, wie es in den einfachsten Dingen des praktischen täglichen Lebens geübt wird. Und eben damit erweist es sich als ein solches, worauf der Mensch nicht verzichten kann, er müßte denn auf sich selbst verzichten. Nur lasse man sich dabei nicht von dem Irr-

thum bethören, als wäre das hinter den Dingen gelegene Ursächliche etwas schlechthin Anderes außer ihnen, während es doch gerade seine Realität und seine Nothwendigkeit dadurch beweist, daß es in ihnen ist und ohne es die Dinge Nichts. Wir wollen keine Metaphysik, am Wenigsten in der Theologie, die sich beliebige Gedanken macht über Gott und die Welt — die wäre für uns ethisch irrelevant; sondern in den Thatfachen des Lebens, des religiösen, des christlichen Lebens suchen wir nach den sie constituirenden Causalitäten, denen wir gleiches Maß der Realität zuzuschreiben haben wie jenen, weil sie in ihnen präsent und wirksam sind und jene Nichts wären ohne sie. Und während man im Uebrigen dabei, wie mir scheint, nur die Wahl hat, entweder die Erscheinungen zusamt ihrem causalen Hintergrund, oder aber keines von beiden als objectiv real anzusehen, so haben wir ethisch keine Wahl, sondern in dem einen wie in dem andern Falle wäre die Leistung, die von uns erfordert würde, die gleiche. Nur daß vielleicht eben daraus, was uns aber hier nicht weiter berührt, ein Urtheil über jene Streitfrage sich gewinnen ließe.

Also eben in diesem Charakter der wissenschaftlichen Arbeit erkenne ich ein ethisches Moment, welches für uns von Wichtigkeit ist als Einheitsband der sonst weit auseinandergehenden wissenschaftlichen Strebungen. Wir bilden uns nicht ein, daß bloß die wissenschaftliche Arbeit solch sittlichen Werth habe; wo irgend das alte am Portal der Menschheitsgeschichte stehende Wort „macht euch die Erde unterthan“ realisiert, wo durch Arbeit irgend welcher Art dies dem Menschen zuge dachte Herrschaftsgebiet erweitert und gefestigt wird, da haben wir in solchem Thun die Lösung einer sittlichen Aufgabe anzuerkennen und hochzuhalten. Und wir sind dabei eines Doppelten eingedenk: einmal, daß diese Arbeit nur als sociale dem ihr gesetzten Ziele näher zu kommen vermag, als wodurch nun auch die scheinbar unbedeutende, an sich betrachtet geringfügige und äußerliche Arbeit unter den gleichen sittlichen Gesichtspunkt eintritt, und sodann, daß wo immer der Mensch zu jenem gottgewollten, ihm als Persönlichkeit vermeinten Ziele hin, an welchem Platze der menschlichen Gesellschaft es auch sei, seine Arbeit thut, diese mehr oder weniger überall auf Wirkungen ausgeht, deren Erreichung nur durch Erkenntniß und Benutzung der entsprechenden Ursachen möglich ist. Indem wir so ein naheliegendes Mißverständniß zurückweisen und unsere wissenschaftliche Thätigkeit einordnen unter die dem socialen Menschenthum überall zukommende und ethisch zu würdigende Arbeit, wird es nun gestattet sein, um so unbefangener unsern speciellen Beruf zu preisen und seinen sittlichen Werth zu betonen. Ich darf wohl zur Veranschaulichung an jenes Schriftwort erinnern, wo Christus — freilich in anderer Beziehung — seine Jünger Freunde nennt, weil sie seinen und seines Vaters Willen gehört haben, nicht

Knechte, „denn ein Knecht weiß nicht was sein Herr thut“ (Soh. 15, 14, 15). Unsere Thätigkeit ist es auch, aus Knechten Freunde zu werden. Wir wollen den mannigfachen Realitäten des Lebens, an deren Erforschung wir so oder anders arbeiten, nicht wie Fremde, wie Knechte gegenüberstehen, die sich unter den unverständenen Willen ihres Herrn beugen, sondern als solche, die darauf ausgehen, diesen Willen immer mehr zu erfahren und zu erkennen. Das ist eine im eminenten Sinne menschenwürdige, dem innersten Wesen, der gottgewollten Persönlichkeit des Menschen entsprechende, darum auch sittliche Aufgabe. Indem wir einzubringen versuchen in das innere Getriebe, in die festen Ordnungen des Weltbafens, des physischen wie des ethischen, tragen wir an unserm Theile dazu bei, die dem Menschen zustehende Aufgabe seines Herrscherberufes zu erfüllen. Und so gewiß Weltverachtung da am Platze ist, wo Gefahr vorhanden, seine Persönlichkeit an die Welt zu verlieren, den relativen Werth der Dinge zu verabsolutiren, so gilt es doch, dieser Gefahr gerade dadurch zu begegnen, daß wir die Realitäten des Weltbafens als das erkennen, wozu sie geschaffen, und eben damit ihrer mächtig werden.

Sittliche Wirkung hat diese Thätigkeit und sittlichen Werth bekundet sie damit, daß sie den Menschen anweist und nöthigt, sich zu beugen unter gegebene, unverletzliche Normen, eben jene, die er erkennt, indem er den Erscheinungen des Lebens auf den Grund zu kommen sucht, gemäß dem alten Spruche: *Natura parendo vincitur*. Die Größe der menschlichen Persönlichkeit, sich selbstbestimmende, selbstcharakterisirende Kreatur zu sein, hat zu ihrer Reife die Libertinage — daß man wähnt, die Freiheit bestehe in der Willkür, und regellos, ziellos dieser Willkür Raum giebt. Gerade je höher der Beruf ist, den man erstrebt, je freier die Lebensstellung, in der man sich bewegt, je lebhafter das Bewußtsein, daß Selbstbestimmung uns gebührt, um desto leichter schlägt die Bethätigung solcher Freiheit in Lügellofigkeit um, und der zu einem edeln Menschenbilde sich charakterisiren sollte charakterisirt sich zum Lumpen. Karikaturen gemißbrauchter Freiheit liegen wahrhaftig nicht fern. Da nun, meine ich, hat es sittliche Bedeutung, daß gerade in dem speciellen Beruf, dessen Aufgaben das akademische Leben stellt, die Schranken und Ordnungen zum Bewußtsein gebracht werden, welche allenthalben in dieser Welt Gottes gelten und herrschen, und die auch der Mensch als Glied jenes Weltganzen nicht ungestraft überschreitet. Da giebt's Gelegenheit zu lernen, daß nur in der Selbstuntergebung unter die gezogenen Normen, in der Anerkennung der auf allen Gebieten des Daseins waltenden Gesetze, in dem Gebrauche der Dinge nach Maßgabe der ihnen immanenten Ordnungen derjenigen Bestimmung genügt werden kann, welche der menschlichen Persönlichkeit gegenüber der unpersönlichen physischen Kreatur zukommt. Da

gilt es Zucht der Gedanken zu üben, damit nicht eine zufällig auftauchende Vorstellung, eine jeweils landstreichende Einbildung in die geschlossene Folge und in den festgefügtten Zusammenhang unsres Denkens und Forschens einbreche. Diese Zucht der Gedanken, wie sie für wissenschaftliche Thätigkeit erfordert wird, ist in ihrer Art eine sittliche Leistung, denen vor Allem nothwendig, deren jugendliches Lebensalter, deren gesteigerte Empfänglichkeit sie nur allzuleicht zum Spielball der verschiedensten und verschiedenwerthigsten Strömungen, Interessen und Gelüsten des Lebens macht. Diese Zucht der Gedanken hängt aufs Engste zusammen mit der Zucht des Lebens, ist genau genommen selbst nur eine Aeußerung derjenigen Selbstmächtigkeit, die statt nach Belieben von Blume zu Blume herumzusfattern und zuletzt durch Mißbrauch der Freiheit ins Bodenlose zu versinken, diese Freiheit in der Selbstbeherrschung, in der Bejahung gezogener Schranken, in der Aufrichtung fester Lebensordnungen ausübt.

Mich dünkt, diese sittliche Wirkung und Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit sei gerade für die Gegenwart nicht hoch genug zu veranschlagen. Der Durchbildung und Verfestigung der Individualität, wie sie der modernen Welt eigenthümlich an und für sich einen Vorzug derselben bezeichnet, entspricht als bedenkliches und doch kaum zu vermeidendes Correlat ein Auseinandergehen der Richtungen, Strebungen und Potenzen, welches auf allen Gebieten des socialen Lebens und nicht am Wenigsten auf dem der Wissenschaft wiederkehrt. Wer es erwägt, daß der Mensch auf Einheit angelegt ist und daß Zerrissenheit ihn unglücklich macht, der kann, von allem Andern abgesehen, was diese Zerrissenheit mit sich führt, nicht ohne schwere Besorgniß auf die Rückwirkung hinsehen, welche jener Zwiespalt auf unser akademisches Leben und speciell auf unsre studirende Jugend ausübt. Denn die Univerfitäten müßten etwas Anderes sein, als was sie von Gottes und Rechtswegen sein sollen, Centralstätten des geistigen Lebens, wenn nicht jenes Durcheinander und Widersinander entgegengesetzter Strebungen und Richtungen auch hier, und zwar hier ganz besonders, zum Ausdruck käme. Da ist's nun, meine ich, etwas Großes und Bedeutendes um jenen sittlichen Werth der wissenschaftlichen Arbeit, der ihr jedenfalls zukommt, wo immer sie ihren Namen verdient, und der inmitten aller Zerspaltung und Zerrissenheit ein Einheitsband unter uns bildet. Soweit wir jenen Ordnungen, auf welche die Beschaffenheit der Objecte wissenschaftlicher Thätigkeit uns hinweist, uns unterstellen, uns vor den Thatfachen und Realitäten des Lebens beugend und eine jede nach Maßgabe der ihnen immanenten Gesetze und Causalitäten erforschend, insoweit dürfen wir uns einer nicht erst zu erringenden, sondern schon bestehenden Einheit und Einigkeit freuen, selbst in dem Falle, daß jene Realitäten und deren Be-

dingungen, sowie sie von uns aufgefaßt werden, sich einander zu widersprechen scheinen, ja auch wirklich widersprechen. Wir entnehmen von daher gemeinsame Maßstäbe des Urtheils, deren wir im wissenschaftlichen und im persönlichen Verkehre bedürfen, Maßstäbe der Schätzung akademischer Lehrthätigkeit und der Werthung des Studiums auf Seiten unsrer Hörer.

Aber ich darf mich auf jenen Hauptpunkt, wie sehr er auch im Vordergrunde stehen mag, nicht beschränken. Nichts widerstrebt der Einigkeit mehr als die Selbstüberhebung, die in dem eiteln Gefühle schwelgt, wie herrlich weit wir es nun schon gebracht haben. Wir brauchen nur auf die politischen Parteien hinzuweisen, um zu gewahren, in welchem Maße das stolze Selbstvertrauen, welches Nichts mehr lernen will und keine Probleme mehr kennt, sondern alle concreten Fälle sofort in dem Fachwerk der Principien unterbringt, der Zerklüftung und dem Zwiespalt Vorschub leistet. Und nicht anders ist es bei jener trunkenen Wissenschaft, die vor Staunen über ihre Fortschritte kaum mehr dazu kommt zu beachten was ihr noch fehlt, und die allerdings mehr im exoterischen als im esoterischen Verkehre, mehr bei den Handlangern und Halbgebildeten als bei den Meistern gepflegt wird. Denn das wird doch Jeder, wer nur immer ernstlich versucht hat, auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung hinter die Dinge und Erscheinungen zu kommen, recht bald inne werden, daß kurz nach dem Einschlagen in die Tiefe, von wo der Quell der Erkenntniß uns entgegenströmt, zugleich das Mysticismus uns entgegenstarrt, das Geheimniß, das ungelöste Räthsel, worauf jede Realität, auch die scheinbar einfachste und durchsichtigste, schlüßlich zurückweist. Wir leben viel mehr im Glauben als wir denken, und nicht am Wenigsten jene, die es nicht denken. Nun scheint mir das wissenschaftliche Studium, welches wir auf der Hochschule zwar gar nicht allein, aber an unserm Theile betreiben, vorausgesetzt, daß es unsrer früheren Charakteristik entspricht, ein recht wirksames Gegenmittel wider jene verhängnißvolle, Zwistigkeiten und Parteien hervorrufende Selbstüberhebung zu sein und darin seinen sittlichen Werth zu documentiren. Dieser sittliche Werth, die ethische Influence, welche von der wissenschaftlichen Arbeit her Denen zu Theil wird, die jener Arbeit sich unterziehen, ist nicht nur selbst ein Einheitsband, welches abgesehen von den speciellen Aufgaben und Berufsarten die Arbeiter unter einander verbindet, sondern wirkt auch außerdem noch der Berriffenheit, dem fachlichen und persönlichen Zwiespalt entgegen, welcher in der Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Objecte und der damit gegebenen Verschiedenheit der Erkenntnißmethoden seinen Grund hat.

Und vielleicht dürfte auf diesem Wege auch ein anderer Factor der Einigkeit, ein recht wesentlicher und nachhaltiger, zur Geltung kommen, nämlich die abwartende Geduld, wenn

die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit den hergebrachten Annahmen und Voraussetzungen zu widersprechen scheinen und dadurch die Gegensätze unter den Arbeitern verschärft werden. Ich möchte da, so viel ich die Dinge übersehen kann, besonders auf Einen Punkt aufmerksam machen, dessen Verständniß und dessen ethische Consequenz wiederum aus der Eigenart wissenschaftlicher Arbeit erwächst. Das ist der sociale Charakter, welcher aller wissenschaftlichen Forschung eignet. Mögen immerhin bahnbrechende Geister auf Generationen hinaus die Wege bezeichnen, auf denen die Untersuchung dann im Einzelnen fortschreitet, ausbauend was in dem Grundplan des Meisters enthalten und angedeutet war, so ist doch die Fortbewegung selbst immer eine gemeinsame, vom Individuum nur nach Maßgabe seiner Stellung im Ganzen zu vollziehende. Darum ist es für den Einzelnen überaus schwer, in mancher Hinsicht kaum durchführbar, sich von der nach einer bestimmten Seite hin vorwärtsdrängenden Gemeinschaft zu isoliren und eigne Wege zu gehen. Die Entwicklungen vollziehen sich in solchen Fällen mit einer Art physischer Nothwendigkeit, und zumeist erst, nachdem der relative Abschluß das Ungenügende des Verfahrens an den Tag gebracht hat, macht sich in weiteren Kreisen das Bedürfniß geltend, neue Wege einzuschlagen. Das Pendel wird rückläufig, nachdem es seine Schwingung nach der einen Seite vollendet hat. Daraus ergibt sich die eigenthümliche Incongruenz zwischen dem wissenschaftlichen und dem persönlichen Charakter: jener wird durch den Gang der wissenschaftlichen Entwicklung, welchem der Einzelne sich nicht entziehen konnte, anders geprägt als nach Maßgabe der Motive, welche den letzteren bestimmen. Das ist die heilsame Inconsequenz, in welcher das Leben vielfach verläuft, und welche in gewissem Maße den Conflict der Principien ausgleicht. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in dieser Thatfache, welche aus der Eigenart wissenschaftlicher Arbeit sich ergibt, ein ethisches Moment erkenne, welches inmitten der großen Differenzen und Gegensätze sich präsent zu erhalten allerseits dienlich wäre. Denn wer sich der verhängnißvollen Inconsequenz bewußt ist, wo in gewissem Maße das Umgekehrte des ersteren Falles vorliegt, der wird hierbei zu tragender, abwartender Geduld nur um so geneigter sein.

Freilich, meine verehrten Herren, ich kann mir bei alledem nicht verhehlen, daß in der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit wohl all diese sittlichen Momente und Antriebe enthalten sind, aber doch nur mit bedingter Geltung. Es folgt aus der Natur des Sittlichen, daß der ethische Werth der wissenschaftlichen Arbeit nicht ohne Schranke ist. Die Arbeitsleistung empfängt ihre sittliche Würdigung im letzten Grunde nicht aus sich selbst, sondern von dem Charakter des Menschen her, der sie vollbringt, und hierin liegt das nur relative Maß des sittlichen Werthes, von dem ich bisher gesprochen habe. Das sittliche Leben voll-

zieht sich nicht bloß in einer Diastole, sondern ebenso auch in einer Systole, und Nichts wäre unrichtiger als die sittliche Vollkommenheit nur in der Bethätigung nach außen zu erkennen, statt zugleich und vor Allem in der Concentration nach innen, von woher der objective sittliche Werth alles menschlichen Thuns sich bestimmt und deshalb auch die sittliche Würdigung in letzter Instanz auszugehen hat. Es ist nicht in die Wahl des Menschen gestellt, ob er solch einen Concentrations- und Einheitspunkt haben, sondern nur, worin er ihn finden, wovon er ihn setzen wolle. Auch die wissenschaftliche Arbeit, gerade je mehr sie sich verzweigt, drängt um so stärker auf jene oberste Einheit hin, ohne welche das Viele und Mannigfache in der Luft schweben, ohne welches der letzte Schlüssel zur Erklärung desselben fehlen würde. Und vollends das persönliche Leben verläuft inmitten der Besonderung seiner Interessen und Ziele niemals ohne solch einen Einheitspunkt, der zugleich und zuoberst den sittlichen Werth des Individuums bestimmt. Es ist die Aufgabe der theologischen Wissenschaft, jenen Einheitspunkt nachzuweisen, zu behaupten und durchzuführen; wohlverstanden dürfen wir auch darin ein Band erkennen, welches diese Wissenschaft mit anderen Facultätswissenschaften, selbst unbewußt, verbindet. Doch dieses näher in Betracht zu ziehen, fielen schon außerhalb der Grenze meines Vortrags; und ich wollte von dem sittlichen Werthe der wissenschaftlichen Arbeit, nicht von dessen Schranke reden.

Niemandem kann zugemuthet werden, daß er unter Verläugnung Dessen, worin sein Wesen nach der sittlichen Seite hin gravitirt, zu Gunsten der Einigkeit Compromisse schließe. Doch darf man ihm zumuthen, die Tragkräftigkeit des Punktes, wohin er gravitirt, neuerdings zu prüfen. Darin liegt die Wahrheit, aber auch das Maß der Wahrheit Dessen, was das gemeine, oft oberflächliche Urtheil „Anerkennung fremder Ueberzeugung“ nennt. Immerhin aber ist es inmitten einer Zeit, in welcher die einigenden Momente mehr und mehr hinter den trennenden zurückzutreten drohen, in Tagen, wo auch altbewährte Bande und festgefügte Gemeinschaften dem Andrang entgegengelegter Strömungen kaum zu widerstehen vermögen, von Belang, der zusammenhaltenden Kräfte zu gedenken und der gemeinsamen Interessen, welche unter dem Wechsel und Einsturz der alten Verhältnisse uns bleiben. Zu hoffen steht, daß auch hier die Thatfachen sich stärker erweisen als die Theorien, und daß in diesen Thatfachen, sowie in dem daraus erwachsenden gemeinsamen Bedarf immer wieder der Anlaß und Antrieb eines Zusammenschlusses gegeben ist. Eine Täuschung freilich wäre es, wollte man annehmen, daß schon der aufrichtige und entschiedene Wille aller Betheiligten, den wir ja durchweg voraussetzen haben, hinreiche, um jenes Resultat herbeizuführen. Unter dem Druck der Verhältnisse zerbricht gar leicht solch ein Zusammenhalt des guten Willens, wie

die Fragmente auch eines festen Steines zerstieben unter der Gewalt des Meißels und des Hammers. Auch bei den besten Vorsätzen steht der Erfolg in Gottes Hand. Möge diese Hand schirmend und segnend walten über unsrer Friderico-Alexandrina, deren alter Stamm so eben einen neuen Jahresring anzusetzen im Begriffe steht, damit seine Zweige in immer reicherer Blüthe und Fruchtbarkeit Zeugen seien der nachhaltigen und einheitlichen Lebenskraft, die sie durchdringt!

Bestellmöglichkeiten des Biographisch-Bibliographischen
Kirchenlexikons

Zur Hauptseite des Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikons

Abkürzungsverzeichnis des Biographisch-Bibliographischen
Kirchenlexikons

Bibliographische Angaben für das Zitieren

NEU: Unser E-News Service

Wir informieren Sie regelmäßig über Neuigkeiten und Änderungen per
E-Mail.

Helpfen Sie uns, das BBKL aktuell zu halten!

Verlag Traugott Bautz

www.bautz.de/bbkl

Biographisch-Bibliographisches KIRCHENLEXIKON

Band II (1990)

Spalten 91-92 Autor: Friedrich Wilhelm Bautz

FRANK, Franz Hermann Reinhold (durch Verleihung des bayrischen Zivilverdienstordens geadelt), luth. Theologe, * 2.5. 1827 als Pfarrerssohn in Altenburg, † 7.2. 1894 in Erlangen. - F. studierte seit 1845 in Leipzig. Er wurde einer der eifrigsten und treuesten Schüler von Adolf Harleß (s. d.) und entwickelte sich zu einem begeisterten bekennnistreuen Lutheraner. 1850 promovierte F. zum Dr. phil. und 1851 zum Lic. theol. Er widmete sich eifrig philosophischen Arbeiten und legte den Grund zu seiner umfassenden Kenntnis der neueren Philosophie. Vor allem galten seine Studien der Dogmatik, besonders der Durcharbeitung der altlutherischen Dogmatiker. Herbst 1851 folgte er dem Ruf als Subrektor an die Gelehrtenschule in Ratzeburg. 1853 wurde F. Gymnasialprofessor für Religion am Gymnasium in Altenburg, unterrichtete aber wie in Ratzeburg auch in den alten Sprachen und in der deutschen Literaturgeschichte. 1857 wurde er als ao. Professor für Kirchengeschichte und Systematische Theologie nach Erlangen berufen und 1858 zum o. Professor ernannt und blieb in dieser Stellung bis an sein Ende. - F. gilt als der eigentliche Systematiker der Erlanger Schule, der von der Erfahrung der Wiedergeburt aus das System der orthodoxen Theologie aufbaute, und ist auch bekannt als Gegner der Theologie Albrecht Ritschls (s. d.) und der Union zwischen Lutheranern und Reformierten.

Werke: Die Theol. der Concordienformel hist.-dogmat. entwickelt u. beleuchtet. I: Die Art. v. summar. Begriff der Lehre, v. der Erbsünde u. v. freien Willen, 1858; II: Die Art. v. der Gerechtigkeit des Glaubens, v. den guten Werken, v. Gesetz u. Ev. u. v. dritten Brauch des Gesetzes, 1861; III: Die Art. v. hl. Abendmahl, v. der Person Christi u. v. der Höllenfahrt Christi, 1863; IV: Die Art. v. den kirchl. Mitteldingen, v. der ewigen Vorsehung u. Wahl Gottes u. v. den außerkirchl. Häretikern, 1865; System der christl. Gewißheit I, 1870 (1884²); II, 1873 (1881²); System der christl. Wahrheit, 2 Bde., 1878-80 (1885/86²; 1894³); System der christl. Sittlichkeit I, 1884; II, 1887; Über die kirchl. Bedeutung der Theol. A. Ritschls, 1888 (1891³); Über die Lebensmacht der Gnadenmittel im Sinne luth. Lehre (Vortr.), 1891; Vademecum f. angehende Theologen, 1892; Dogmat. Stud., 1892; Gesch. u. Kritik der neueren Theol., insbes. der systemat., hrsg. v. P. Schaarschmidt, 1894 (1908⁴).